

Die Geschichte auf der Suche nach der Wissenschaft*

Der Mythos, die angebliche Struktur des vor-modernen oder wilden Denkens, war der einzige Glaube, den die aufgeklärte Klasse nicht tolerierte. Ihn zu diskreditieren schien für die Überlegenheit des modernen Weltbildes grundlegend zu sein.

*Vassilis Lambropoulos*¹

Gilt menschliches Handeln als ein unmittelbares Produkt der Götter, dann sind Erzählungen davon eine heilige Pflicht, die nur getreu den Absichten der Götter erfüllt werden kann. Fällt menschliches Handeln jedoch zur Gänze in die Verantwortung der Menschen, bedarf es keiner referentiellen Autorität zu seiner Nacherzählung, Analyse und Interpretation. Die moderne Wissenschaft definierte sich selbst als Erklärung des Natürlichen im Gegensatz zum Magischen. Sie weigerte sich, Magie als sinnvolle Realitätskategorie anzuerkennen. Magie galt als eine Illusion, hingegen die Tatsache, daß Menschen an Illusionen glaubten, als real und

der wissenschaftlichen Analyse zugänglich – vorausgesetzt, der Wissenschaftler wies a priori die Gültigkeit der Magie zurück.

Die Geschichtsschreibung – ich sollte besser sagen, die moderne Geschichtsschreibung, so wie sie im 19. und 20. Jahrhundert betrieben wurde – ist ein Kind dieser wissenschaftlichen Leidenschaft. Geschichte im Sinne des ‚Wie es eigentlich gewesen‘ weigerte sich, verkündete Wahrheit, Spekulation, Fiktion – also Magie – als sinnvolle Kategorien der Realität zu akzeptieren. Sie galten als Illusionen, während der Glaube an diese Illusionen der geschichtswissenschaftlichen Analyse zugänglich war – vorausgesetzt, der Historiker wies a priori die Gültigkeit von Magie zurück. Daher kommt es, daß sich die Geschichtsschreibung seit zweihundert Jahren auf der Suche nach einer wissenschaftlichen Fundierung befindet.

Diese unablässige Suche ist eingebettet in die omnipräsente Objektivitätslitanei. Es handelt sich nicht darum, daß das Streben nach Objektivität scheinheilig gewesen wäre.² Der Glaube, daß es eine objektive Wahrheit gibt, die man erkennen kann, war in den beiden letzten Jahrhunderten unter den Historikern weltweit die vorherrschende Doktrin. Die grund-

* Vortrag, gehalten auf der internationalen Tagung „With Darwin Beyond Descartes: The ‚Historical‘ Concept of Nature and the Overcoming of the ‚Two Cultures‘“, veranstaltet von den Abteilungen für Physik, Geschichte und Geographie der Universität Pavia, 17.–19. November 1994; abgedruckt in: *Review 19* (1996), 11–22.

legenden Daten, auf die sich diese Historiker stützten, waren die sogenannten Primärquellen – das heißt, Dokumente, die aus irgendwelchen Gründen Ereignisse zur Zeit ihres Geschehens aufzeichneten oder selbst diese Ereignisse darstellten. Sekundärquellen wurden als Schriften definiert, die selbst keine primären Dokumente waren, aber sich auf Dokumente – Primärquellen und anderes – stützten. Sekundäre Dokumente galten als zweifelhafte Evidenzen, weil sie das Eindringen eines am Ereignis Unbeteiligten, dessen Motive noch dazu ungewiß waren, in den Wissenskreislauf bedeuteten. Aber selbst scheinbar primäre Dokumente waren suspekt und mußten zur Verifikation ihrer Authentizität einer Quellenkritik unterzogen werden.

Quellenkritik war gewiß eine höchst kontroverse Lehre in der Geschichte der Geschichtsschreibung. Manche fürchteten, daß sie zu allererst auf die Bibel angewendet werden könnte, ein Dokument, das von den Europäern lange Zeit als unanfechtbare Primärquelle gehandelt worden war. Und tatsächlich wurde die Quellenkritik in der Form des *Higher Criticism*, dessen Anfänge mit der modernen historiographischen Revolution zusammenfielen, auch auf die Bibel angewandt. Die Historiker schlossen sich darin den Naturwissenschaftlern in ihrem Kampf gegen die Kirchen oder zumindest gegen jede dogmatische und wörtliche Interpretation verkündeter Wahrheit an. Es spielt dabei keine Rolle, daß viele bekannte Historiker fromme Gläubige waren. Das war auch Isaac Newton. Wichtig ist die grundsätzlich säkularisierte, wissenschaftliche Überzeugung der Historiker, daß es eine reale Welt gibt, die den Ge-

setzmäßigkeiten der Natur folgt und deren Geschichte der Erkenntnis zugänglich ist.

Wie kommt es dann, daß die Historiker als Teil einer anderen, eher literarischen ‚Kultur‘ im Sinne C.P. Snows, großteils unter die Gegner der Wissenschaft eingereiht wurden? Wie kommt es, daß die meisten Historiker eher idio-graphische als nomothetische Sozialwissenschaftler waren? Ironischerweise resultierte ihre anti-nomothetische Einstellung im wesentlichen aus ihrem Streben nach Wissenschaftlichkeit. Historiker wurden von ihrer Vorstellung von Philosophie und dem, was man als Philosophie der Geschichte bezeichnet hat, geplagt. Sie hatten gegen die Philosophie, die als deduktiv, daher spekulativ, also auch fiktional oder magisch erkannt worden war, rebelliert. In ihrem Befreiungskampf vom sozialen Zwang zur Hagiographie insistierten sie auf ihre Empirizität, darauf, daß sie reale ‚Ereignisse‘ mit Hilfe von Quellen beschrieben. Eine nomothetische Haltung lief auf theoretische Annahmen und damit auf ‚Spekulation‘ hinaus. Das konnte nur ‚subjektiv‘ ausfallen und ging daher über das, was erkennbar war, hinaus, oder – noch schlimmer – es lief auf eine unkorrekte und vorurteilsbeladene Nach-erzählung der Realität hinaus.

Wenn Historiker Soziologen oder Ökonomen bei der Arbeit beobachteten, bemerkten sie unbegründete (und unbegründbare) Schlußfolgerungen in ihren Generalisierungen, die auf wenigen, noch dazu zweifelhaften Quellen basierten. Sie neigten etwas voreilig dazu, diese Beobachtung dahingehend zu verallgemeinern, daß alle generalisierenden Aussagen über soziale Ereignisse unbegründet

wären, weil jedes Ereignis einzigartig sei. Die Geschichte wiederhole sich eben nicht. Anzunehmen, daß sie es dennoch tue, lief auf die Erfindung von Fabeln hinaus. Wenn nomothetische Sozialwissenschaftler den Historikern entgegeneten, daß alle Erklärung Theorie sei und notwendigerweise auf der Annahme beruhe, daß Phänomene kategorisierbar seien und Gesetzmäßigkeiten folgten, zogen sich die idiographischen Historiker auf die Position zurück, daß dies zwar auf unbelebte Materie und sogar auf die meisten lebenden Organismen zutrefte, aber für die historische Forschung belanglos sei, weil menschliche Wesen selbstbewußte Akteure seien, die autonom und unvorhersehbar handelten. Sie argumentierten, daß die menschliche Realität es unmöglich mache, menschliches Verhalten zu verallgemeinern und vorherzusehen. Solcherart landeten die Historiker in ihrer Suche nach Wissenschaftlichkeit, bei der sie Philosophie und verkündete Wahrheit ablehnten, wiederum bei der Einzigartigkeit der Seele als dem Fundament ihrer Epistemologie.

Was war aber dann der Sinn der Geschichtsschreibung, wenn Generalisierung von vornherein unmöglich war? Darauf gab es logischerweise nur eine mögliche Antwort – empathische Einfühlung. Indem die Geschichte dessen, was geschehen war, rekonstruiert wurde, sollte der Leser zum Verstehen des Anderen veranlaßt werden. Diese Rechtfertigung ist eine ästhetisch-moralische und gleicht derjenigen, die ein Dramatiker vorbringt, wenn man ihn nach dem Sinn des Stückeschreibens fragt. Die Antwort lautet: hermeneutische Kathexis. Es gab Historiker, die mit dieser Antwort nicht zufrieden wa-

ren, etwa den Kreis der *Annales*. Diese argumentierten, daß eine Geschichtsschreibung, die ihrem Ziel, Realität zu erklären, treu bleiben will, beantwortbare Fragen stellen (*histoire-problème*) und daher analytisch vorgehen müsse (*histoire pensée*). Angesichts einer solchen Definition waren diese Historiker eher bereit, sich selbst als Wissenschaftler im strengen Sinn zu betrachten, auch wenn sie niemals auf Erzählung und Stilisierung als genuine Elemente ihres Handwerks verzichteten.

Obwohl die Auseinandersetzung zwischen den empirizistisch-positivistisch-idiographischen und den analytisch denkenden, sozialwissenschaftlich orientierten Historikern spektakulär war, bin ich der Ansicht, daß die epistemologische Kluft zwischen den beiden Lagern nicht so tief war, wie ihre Proponenten behauptet hatten. Beide Schulen, nicht bloß eine, waren auf der Suche nach Wissenschaftlichkeit. Wurde das vermeintlich eher ‚humanistische‘ (daher antiszientifische) Lager nicht immer wieder als ‚positivistisch‘ bezeichnet, mit einem Begriff aus dem szientifischen Jargon? Beide Schulen hatten sich in gleichem Maß der Interpretation verschrieben, wenn wir darunter die Suche nach verdeckten Tatsachen und versteckten Bedeutungen verstehen. Der tatsächliche Unterschied zwischen dem lange Zeit dominierenden ‚positivistischen‘ Mainstream der modernen Historiographie und dem ‚Antiestablishment‘ der analytischen Historiker lag nicht im interpretativen Zugang als solchem, sondern in der Frage, ob die versteckten Absichten, nach denen man suchte, individuellen Motivationen oder kollektiven, wenn nicht gar objektiven Kräften entsprachen. Das ist zwei-

fellos eine wichtige Debatte, sie hat jedoch nichts mit einem angeblichen Unterschied zwischen Humanismus und Wissenschaft zu tun. Dennoch kann man auch noch heute feststellen, wenn man mit Historikern darüber spricht, daß viele, vielleicht sogar die Mehrheit unter ihnen, an die Existenz dieser zwei Kulturen und daran, daß Geschichte schreiben und Wissenschaft treiben zwei unterschiedliche Tätigkeiten seien, glauben. Sie wären erstaunt über die Behauptung, daß sie auf der Suche nach Wissenschaftlichkeit seien. Der Grund dafür liegt darin, daß sie das Wesen der Wissenschaft als menschliche Aktivität falsch verstanden haben, und das rührt vor allem daher, daß die Naturwissenschaftler ihre eigene Aktivität mißverstanden und falsch dargestellt haben. Die Naturwissenschaftler haben sich eine nützliche, aber irreführende Mythologie geschaffen.

Diese Selbsttäuschung der Wissenschaft hat hunderte von Jahren ange dauert. Jetzt endlich beginnt sich das Bild zu verändern, und diese Entwicklung führt zu dem, was wir unter ‚neuer Wissenschaft‘ verstehen. Diese neue Wissenschaft stellt vor allem einen Angriff auf die Mythen des traditionellen, von Newton, Bacon und Descartes begründeten wissenschaftlichen Paradigmas dar. Das neue Paradigma³ geht nicht davon aus, daß Gleichgewichtszustände und Linearität nicht existieren würden. Es legt nur nahe, daß sie nicht der statistisch dominante Ausdruck der Realität sind, sondern daß diese Zustände seltene Ausnahmen sind, und die Unbestimmtheit der Bifurkation den wesentlicheren Realitätszustand darstellt, mit dem wir zu Rande kommen müssen. Die neue Wissenschaft

behauptet auch nicht, daß mathematische Berechnungen irrelevant seien. Sie stellt bloß die Frage, ob das ununterbrochene Streben nach Präzision uns nicht daran hindert, Maßzahlen zu erhalten, die bedeutungsvoller, stabiler und realistischer sind. Die neue Wissenschaft hat nicht die Überzeugung aufgegeben, daß die Beschreibung der Realität nicht durch irgendeine Autorität gelenkt werden darf und immer der empirischen Verifikation unterworfen bleiben muß. Sie verzichtet aber auf die theoretische Annahme eines neutralen Beobachters, zum einen, weil die Beobachtung das Beobachtete immer verändert (oft ganz beträchtlich, wie in Heisenbergs Unschärferelation), zum anderen, weil die theoretischen Rahmenbedingungen, mittels derer wir uns der Realität annähern, soziale Konstruktionen sind, die der gesellschaftlichen Veränderung unterliegen (wie in Falle der Kuhn'schen Paradigmen). Die neue Wissenschaft ist sich zumindest der Tatsache bewußt, daß es so etwas wie eine Sozialgeschichte der Wahrheit gibt und daß wissenschaftlicher Fortschritt ganz erheblich vom Vertrauen abhängt, das wir den Ansprüchen der *scientific community* entgegenbringen.⁴ Vor allem aber betont die neue Wissenschaft die ständige Zunahme an realer Komplexität durch den Zeitpfeil und fordert uns auf, unsere Forschungen dieser Voraussetzung entsprechend zu gestalten. Das sind deshalb gute Nachrichten für Historiker, weil sie in ihrer Suche nach Wissenschaftlichkeit endlich auf einen Modus wissenschaftlicher Analyse treffen, der große Ähnlichkeit mit dem hat, wonach sie schon immer strebten. Sie begegnen endlich einer Art von Wissenschaftlichkeit,

die den Streit zwischen einer idiographischen und einer nomothetischen Epistemologie irrelevant macht, einer Naturwissenschaft, die gleichzeitig Geschichtswissenschaft ist. Ob wir in Hinkunft Naturwissenschaft als ‚Geschichte‘ bezeichnen oder Geschichte als ‚Naturwissenschaft‘, ist eine Frage des Gefühls und der Konvention, jedenfalls eine unbedeutende semantische Seifenblase.

Es ist nicht meine Absicht zu beurteilen, welches heute die interessantesten Probleme und die zweckmäßigsten Techniken sind, um – sagen wir – Molekularstrukturen zu untersuchen. Ich beschränke mich auf einige Hinweise darauf, in welche Richtung die historischen Sozialwissenschaften gehen sollten. Ich glaube, daß die Geschichte ihre Suche nach Wissenschaftlichkeit neu beginnen sollte. Wir müssen uns von den Vorannahmen und Voraussetzungen befreien, die wir uns im Verlauf der frühen Neuzeit mental angeeignet und zu unserer Weltanschauung verdinglicht haben und die als Disziplinen und Methodologien im 19. Jahrhundert institutionalisiert wurden. Dabei wurde die mittelalterliche philosophische Fakultät in drei Abteilungen aufgegliedert: die Naturwissenschaften, die Geisteswissenschaften und die Sozialwissenschaften, die etwas verquer als ‚dritte‘ Kultur dazwischen zu liegen kamen. Wir erleben heute, wie die Sinnhaftigkeit dieser Grenzziehungen immer fragwürdiger wird.⁵ Zusätzlich dazu sehen wir innerhalb der Sozialwissenschaften eine fast vollständige Überlappung der einzelnen Disziplinen. Die Lösung des Problems liegt entschieden nicht in der ‚Multidisziplinarität‘, weil diese die Irrationalität der Disziplinteilung nicht

überwindet, sondern vielmehr voraussetzt. Multidisziplinarität baut auf Sand, weil heute die ‚Disziplinen‘ zerbröckeln. Statt dessen sollten wir den aus dem Denken des 19. Jahrhunderts überkommenen klassischen Antinomien zu Leibe rücken, sie als falsche Dilemmata entlarven und zu überwinden versuchen. Daraus könnte eine neue programmatische Arbeitsteilung resultieren, die es uns in effizienterer Weise erlauben sollte, den historischen Wahlmöglichkeiten, die vor uns liegen, Rechnung zu tragen und mit ihnen fertig zu werden. Im Folgenden werde ich drei dieser Antinomien – nomothetisch versus idiographisch, Tatsachen versus Werturteil, Mikro- versus Makroperspektive – diskutieren und dann die Nützlichkeit der Konzeptualisierung dreier sozialer Sphären – Markt, Staat und Gesellschaft – überprüfen.

Die idiographisch-nomothetische Antinomie im Sinne zweier miteinander ringender (oder, für einige, sich wechselseitig ausschließender) Epistemologien basiert auf einer Voraussetzung des Newtonschen Paradigmas, nach der der Zeit-Raum eine ewige externe Größe darstellt, die der Forscher tunlichst aus seiner Analyse eliminieren sollte. Wenn das unser Ausgangspunkt ist, dann ist eine nomothetische Epistemologie – die Suche nach Gesetzmäßigkeiten, die über Raum und Zeit hinweg Gültigkeit bewahren – selbstverständlich angebracht. Daraus folgt dann auch, daß der Forscher in seiner Praxis die Zahl der in Betracht gezogenen Variablen so weit als möglich reduzieren muß. Die daraus resultierende Vereinfachung ist eine Verzerrung, die uns unendlich weit weg führt von der Analyse komplexer histo-

rischer Systeme. An dieser Stelle setzt für gewöhnlich die idiographische Kritik ein. Der humanistische Historiker hat immer das dichte Geflecht des wirklichen Lebens, die Einzigartigkeit aller erkennbaren Realität und die geringe Plausibilität der nomothetischen Auflistung von Sequenzen betont. Allerdings geriet die idiographische Kritik auf diesem Weg vom Regen in die Traufe. Durch ihr Insistieren auf die unvergleichliche Einzigartigkeit machte sie den Zeit-Raum ebenso zu einer externen Variable wie die nomothetischen Sozialwissenschaften. Durch ihre Ablehnung abstrakter Begrifflichkeit eliminierte sie den Großteil der Faktoren, die in die Erklärung der beschriebenen Abläufe Eingang fanden. Dies lief auf eine andere, aber ebenso schädliche Verzerrung durch Vereinfachung hinaus.

Wenn wir jedoch mit dem Zeitpfeil als einem der Realität inhärenten Faktor beginnen, wenn wir Zeit-Räume als soziale Hervorbringungen hinzufügen und wenn wir der Überzeugung sind, daß vielfältige Zeit-Räume innerhalb einer konkreten sozialen Situation koexistieren,⁶ dann läuft die dafür notwendige Epistemologie unweigerlich auf eine Aufhebung der nomothetisch-idiographischen Antinomie hinaus. Ich nenne das das Konzept des historischen Systems, auf dessen Grundlage wir anerkennen, daß menschliche Individuen im Verlauf ihrer Geschichte strukturierte Beziehungen miteinander eingehen, die erkennbare Realitäten mit deutlichen Begrenzungen darstellen, wenn diese auch veränderlich und bisweilen schwierig zu bestimmen sind. Historische Systeme sind, wie alle Systeme, zum Teil offen, zum Teil geschlossen. Sie sind systemisch in dem Sinn, daß sie Regeln auf-

weisen, die ihre Funktionsweise gewährleisten, und sie sind historisch, weil sie durch permanent in Bewegung befindliche Konturen und Widersprüche gekennzeichnet sind.

In jedem System gibt es ständig Schwankungen, die seine Strukturen einzudämmen versuchen. Das bedeutet, daß zyklische Rhythmen existieren, die wir identifizieren, beschreiben und in funktionalen Begriffen erklären können. Jede dieser rhythmischen Fluktuationen bewegt, indem sie kurzfristige Spannungen löst, das System in eine bestimmte Richtung. Dies läuft auf die Existenz von säkularen Trends hinaus. Diese säkularen Trends verschärfen die Widersprüche innerhalb des Systems, sodaß an einem bestimmten Punkt kurzfristige zyklische Lösungen für anhaltende Schwierigkeiten aufgrund der Veränderungen, die durch die langfristigen Trends erzeugt werden, sich als nicht mehr gangbar erweisen. Ist dieser Punkt erreicht, werden die Schwankungen heftiger und wir stehen vor einer Gabelung des Entwicklungsverlaufs mit ungewissem Ausgang. Somit haben, wie alle anderen Systeme, auch historische Systeme nur eine begrenzte Lebensdauer.

Historisch betrachtet bedingt ein solches Modell die Identifizierung historischer Systeme, die im Hinblick auf drei Momente ihrer geschichtlichen Laufbahn analysiert werden sollten. Zunächst ist da der Moment ihrer Genesis: Wie entsteht ein historisches System zu einem bestimmten Zeitpunkt an einem bestimmten Ort (und nicht früher oder später oder anderswo)? Wie sieht das einzigartige komplexe Zusammenwirken von Variablen aus, das sein Zustandekommen am besten erklärt? Darauf folgt die

lange Periode der historischen Entwicklung des Systems: Wie sehen die Regeln aus, nach denen es funktioniert, wie die Zwänge, die die durch vielfältige menschliche Aktivität erzeugten Schwankungen eindämmen? Das ist immer eine Geschichte von Macht und Widerstand, von Strukturen und Konjunkturen, aber das Hauptgewicht liegt in dieser Phase auf Wiederholung und Kontinuität. Und schließlich kommt irgendwann der Moment der strukturellen Krise und des schwierigen Übergangs von einem historischen System, das an seinen ‚Erfolgen‘ und ‚Perfektionierungen‘ zugrundegeht, zu einem oder mehreren Folgesystemen. Dieser Teil der Geschichte ist von Verwirrung und Unsicherheit gekennzeichnet. Es zeigt sich, daß geringfügige Einsätze in der spezifischen Situation einer Bifurkation beträchtliche Konsequenzen nach sich ziehen können.

Unter der Voraussetzung, daß Komplexitätssteigerung und nicht-reduktion das Ziel der Analyse bleibt, werden Techniken, die aus dem Arsenal nomothetischer Analytik stammen, bei der Untersuchung der langfristigen historischen Entwicklung des Systems von Nutzen sein. Solche Techniken sind jedoch bei der Erforschung der Entstehung und der Krisenperioden historischer Systeme von geringem Wert. In solchen Situationen treten historische Wahlmöglichkeiten in den Vordergrund. Wir befinden uns dann inmitten heftiger Kämpfe um Werthaltungen, die auch für die wissenschaftliche Analyse ausschlaggebend werden. Wir sollten also unsere Aufmerksamkeit daher jetzt der Tatsachen/Werturteils-Antinomie zuwenden. Diese stand die ganze Moderne hindurch im Zentrum intellektueller De-

batten. Sie lag dem Befreiungskampf der Philosophie von der Theologie und dem der Wissenschaft von der Philosophie zugrunde. Sie stand hinter jeder Auseinandersetzung zwischen einer universalisierenden und einer partikularisierenden Haltung in der sozialwissenschaftlichen Analyse. Im 19. Jahrhundert lief der Aufstieg der Wissenschaft zur vorherrschenden Legitimationsweise von Wissensproduktion auf eine Transformation des Zeitgeistes hinaus. Fakten triumphierten über Werthaltungen in dem Sinn, daß der Anspruch, daß Wissensproduktion bewußt von den Werthaltungen des Wissenschaftlers gesteuert werde oder zumindest werden sollte, illegitim wurde. Objektives Wissen wurde zu einem Kennzeichen der Moderne, und von den Gelehrten nahm man an, daß sie eine ebenso selbstlose Rolle spielten wie die Beamten.⁷

Das Problem liegt hier selbstverständlich darin, daß es keinen wertneutralen Gelehrten geben kann. Unsere Werthaltungen sind ein integraler Bestandteil unserer Wissenschaft. In diesem Sinn ist Wissenschaft immer auch Philosophie. Werturteile sind Teil unseres Begriffsapparates, unserer Problemdefinitionen, unserer Methodologien und unserer Meßwerkzeuge. Wir können nur behaupten, daß wir sie beiseite schieben; tatsächlich sind wir dazu nicht in der Lage. Was sich im 19. Jahrhundert veränderte, lief nicht auf den Triumph der Tatsachenfeststellungen über die Werthaltungen hinaus, sondern auf den weitgehend erfolgreichen Versuch, das Eindringen von Werthaltungen unter dem Deckmantel des Universalismus zu verbergen. Dieser schützende, autosuggestive Schleier war so effizient, daß selbst die deutschen In-

dologen, die aktiv der Sache der national-sozialistischen Ideologie dienten, dies unter Aufwendung des gesamten Apparates wissenschaftlicher Objektivität, ausgefeilter historischer und philologischer Methoden und der Beteuerung, damit nur der Sache der Wissenschaft zu dienen, tun konnten.⁸

Wertneutralität ist neuerdings besonders seitens all derer, die unter dem sehr breiten Etikett der *cultural studies* (oder verschiedener ‚Post‘-Doktrinen) schreiben, unter schweren Beschuß geraten. Die Argumente sind diesbezüglich gar nicht so neu, wie die Proponenten dieser Angriffe meinen. Dennoch macht sich eine zunehmende Anzahl von Stimmen hörbar, die besorgt darüber sind, daß das Pendel zu weit in die Gegenrichtung ausschlagen und die ‚Tatsachen‘ im Strudel einer Vielzahl von widerstreitenden ‚Wertaussagen‘ verschwinden könnten. Hier bedarf es also ebenfalls einer Aufhebung. Anzuerkennen, daß ‚Werthaltungen‘ überall in die Wissenschaft eingelagert sind, läuft nicht auf die Negation der Vorstellung einer realen Welt, deren Realität erkennbar ist, hinaus. Damit wird nur der unausweichliche Kontext wissenschaftlicher Forschung deutlich. Jetzt, wo auch die Naturwissenschaftler dies zu akzeptieren beginnen (oder, genauer gesagt, zu dieser Akzeptanz zurückfinden), können sich auch Historiker den Implikationen dieser Erkenntnis gelassener stellen. Beginnen wir mit einer Beobachtung Pierre Bourdieus: „Auch das ‚reine‘ Universum der ‚reinsten‘ Wissenschaft ist ein soziales Feld wie jedes andere, mit seinen Machtbeziehungen und Monopolen, seinen Kämpfen und Strategien, Interessen und Vorteilen, allerdings eines, in dem diese Konstanten

eine spezifische Form annehmen.“⁹ Daß dem so ist, „verurteilt uns keineswegs zum Relativismus“.¹⁰ Ganz im Gegenteil! Dadurch kommt der Zeitpfeil in der historischen Forschung erst richtig zur Geltung.

Das Problem des Historikers besteht doch darin, zu einer plausiblen Interpretation der Realität zu gelangen. Interpretationen werden aber immer durch die Fragen, die den Forscher plagen, motiviert, und die Fragen, die sich stellen, sind das Ergebnis gegenwärtiger sozialer Kämpfe, Bedrängungen und Sorgen. Notwendigerweise werden uns widerstreitende Interpretationen angeboten. Sie resultieren aus der Stellung des Historikers in Rahmen der gegenwärtigen Verhältnisse, seiner Lebensgeschichte und damit auch aus seiner Sichtweise des Zeitraums, den er für seine Interpretation wählt. Die Quellenkritik kann manche Interpretationen in Zweifel ziehen, aber dies hängt umgekehrt wiederum von einer Auslegung der Quellenkritik selbst ab. Unabänderliche Wahrheit kann sie jedoch nicht erzeugen. Die Analyse des sozialen Feldes der Wissenschaft kann die Nützlichkeit einer Interpretation in Zweifel ziehen, kann aber nicht deren Stichhaltigkeit negieren. Wir sind hier nicht in der Situation einer Mehrheitsentscheidung in dem Sinn, daß eine Interpretation, die von den meisten Mitgliedern einer Forschergemeinschaft geteilt wird, damit gültiger wäre als eine andere. Ebensowenig befinden wir uns in einer Situation totaler intellektueller Anarchie, derzufolge allen Interpretationen die gleiche Bedeutung zukäme. Die Erzeugung von Plausibilität ist zwar ein sozialer Prozeß, daher auch eine veränderliche Realität, aber sie basiert auf einigen vorläufigen Grund-

regeln. Es kann sich überlappende Plausibilitäten geben und sogar kontradiktorische, die aus den Widersprüchen der sozialen Gegenwart resultieren.

Es gibt keinen einfachen Ausgang aus der Tatsachen/Werturteils-Verwicklung. Deshalb versuchen viele Wissenschaftler ihre diesbezügliche Position hinter dem äußerst trügerischen Mikro/Makro-Gegensatz zu verstecken. Mikro- und makro- sind immer relative Präfixe in einem endlosen Kontinuum von Möglichkeiten. Bei Historikern und Sozialwissenschaftlern im allgemeinen läuft ihr gegenwärtig vorherrschender Gebrauch auf die Unterscheidung von Individuum und sozialem System hinaus, die bisweilen in die Pseudokausalität Handlung (*agency*) – Struktur verpackt wird. Die Suche nach einer letztendlichen Realitätseinheit ist Teil des alten Strebens nach Vereinfachung. Sobald wir aber anerkennen, daß die Realität unreduzierbar komplex ist, wird der Begriff der Monade sinnlos. Zu sagen, daß eine Gesellschaft sich aus Individuen zusammensetzt, bedeutet nicht mehr als zu sagen, daß Moleküle aus Atomen bestehen. Es ist die Wiederholung einer definitorischen Taxonomie und kein Beweis für eine wissenschaftliche Strategie. Zu sagen, daß Akteure handeln und Strukturen keinen eigenen Willen haben, läuft darauf hinaus, von vornherein als erwiesen anzusehen, wo die eigentlichen Entscheidungsprozesse lokalisiert werden können. Der naive Geist-Körper-Dualismus ist gewiß längst überwunden. Wenn das Handlungsvermögen der Akteure das Resultat einer komplexen Interaktion ihrer Physiologie, ihres Unterbewußten und der auf sie einwirkenden sozialen Zwänge ist, ist es dann

so schwierig zu akzeptieren, daß eine ähnliche Zusammensetzung interagierender Variablen auch kollektives Handeln zu erklären vermag? Die Realität von Strukturen als determinierende Folgewirkungen zu unterstreichen läuft ebensowenig darauf hinaus, die Realität biographischen Handelns zu negieren, wie die Betonung der Wirklichkeitsmacht psychologischer Prozesse die Realität physiologischer Prozesse negiert. Die ganze Angelegenheit ist vom Anfang bis zum Ende ein Täuschungsmanöver. In allen Erklärungen haben wir es mit Identitäten und Differenzen zu tun. Um Identität zu betonen, müssen wir abstrahieren, das heißt Variablen, anhand derer die beiden verglichenen Elemente sich unterscheiden, eliminieren. Wenn wir auf Differenz abheben, betonen wir lediglich die Relevanz dieser Variablen für die Interpretation. Was wir in einem bestimmten Moment tun, hängt davon ab, welche Fragen unserer Ansicht nach behandelt werden sollten. Die Unterscheidung von lokaler und globaler Sphäre in der gesellschaftlichen Realität ist mit politischer Bedeutung aufgeladen. Deren Gewichtung durch den Historiker ist eigentlich eine politische Entscheidung und wahrscheinlich die wichtigste Frage, die zu offenem sozialen Druck auf den Forscher führt. Die Beurteilung der Sinnhaftigkeit einer Wahlmöglichkeit bringt uns zurück zur Tatsachen/Werturteils-Antinomie.

Zum Abschluß sollten wir uns noch mit der heiligen Dreifaltigkeit gesellschaftlicher Sphären, wie sie von der Sozialwissenschaft des 19. Jahrhunderts statuiert wurde – der ökonomischen, der politischen und der soziokulturellen – auseinandersetzen. Diese Trinität ist ganz of-

fensichtlich und direkt aus der liberalen Ideologie abgeleitet und läuft zu allererst auf die Behauptung hinaus, daß – zumindest in der modernen Welt – der Markt, der Staat und die (bürgerliche) Gesellschaft autonome Handlungsbereiche darstellen, die eigenen Logiken folgen und daher Gegenstände unterschiedlicher wissenschaftlicher Disziplinen sind. Da der Liberalismus diese Trennung der Sphären als Kennzeichen der Moderne betrachtete, sahen sich Historiker, die ausschließlich im Gehege der Vergangenheit operierten, weniger veranlaßt, diese Unterscheidung in der Art ihrer sozialwissenschaftlichen Kollegen zu formalisieren. In der Praxis haben aber idiographische Historiker eine starke Vorliebe für politische Geschichte entwickelt. Sie gaben den Fakten gegenüber den Werthaltungen den Vorrang, der Mikroebene gegenüber der Makroebene und dem Idiographischen gegenüber dem Nomothetischen. Solcherart akzeptierten sie stillschweigend die Legitimität dieser Dreieinheit. Sowohl unter Historikern als auch unter Sozialwissenschaftlern lief der Trend der letzten 25 Jahre darauf hinaus, in der Praxis die Grenzen dieser vermeintlich autonomen Bereiche zu ignorieren und ihre Verschränkung zu betonen, während sie sie gleichzeitig verbal und theoretisch weiterhin aufrecht erhielten. Es ist an der Zeit, unser Vokabular durchzusehen und zu erneuern. Wenn es tatsächlich plausibler ist, diese drei Schauplätze als drei unterschiedliche Blickwinkel auf eine einzige komplexe Realität zu sehen, dann stellt dieses Vokabular eine Behinderung brauchbarer Analyse dar. Die Dreiteilung der Schauplätze wird zu einer überholten Taxonomie, die

sich auf zerbröckelnde ideologische Visionen stützt.

Dies sind somit die unmittelbaren Aufgaben für Historiker auf der Suche nach Wissenschaftlichkeit: Wir müssen uns über die Art der Wissenschaft, nach der wir suchen, klar werden. Wir müssen eine Terminologie entwickeln, die uns über die Antinomien hinausbringt, die dem 19. Jahrhundert so teuer waren – idiographisch versus nomothetisch, Tatsachen versus Werturteile, Mikro- versus Makroperspektive – und die Vorstellung einer Trinität der Schauplätze menschlichen Handelns überflüssig macht. Wenn wir das erreicht haben, werden wir uns einen Weg durchs Unterholz gebahnt haben. Wir müssen dann unsere Wahrnehmung der Vielzahl gesellschaftlicher Bestimmungen von Zeit-Räumen vertiefen und sie zur Erneuerung interpretativer Rahmenbedingungen benützen, die unserer Gegenwart adäquat sind. Dies hängt selbstverständlich von unserem Verständnis der gegenwärtigen Realität ab. Ich sehe sie vor allem als einen Zustand, in dem das historische System, in dem wir leben, die kapitalistische Weltwirtschaft, sich in einer Krise befindet und daher an einer Bifurkation steht. Ich habe das anderswo im Detail ausgeführt.¹¹ Ich sehe in der gegenwärtigen intellektuellen Krise einen Ausdruck der strukturellen Krise dieses Systems. Dies bringt für uns sowohl Möglichkeiten als auch zwingende Verpflichtungen mit sich. Von der Gestaltung einer neuen wissenschaftlichen Vision, der die „Wiederverzauberung der Welt“¹² ein zentrales Anliegen ist, wird es nicht zuletzt abhängen, ob dieser evolutionäre Wendepunkt, an dem wir uns

befinden, einer zum Besseren oder zum Schlechteren sein wird.

*Aus dem Amerikanischen
von Erich Landsteiner*

Anmerkungen:

1 Vassilis Lambropoulos, *The Rise of Eurocentrism. Anatomy of Interpretation*, Princeton 1993, 162.

2 Siehe Peter Novick, *That Noble Dream. The „Objectivity Question“ and the American Historical Profession*, Cambridge 1988; Sigmund Diamond, *Compromised Campus. The Collaboration of Universities with the Intelligence Community, 1945–1955*, New York 1991.

3 Siehe Richard Lee, *Readings in the ‚New Science‘. A Selective Annotated Bibliography*, in: *Review 15* (1992), 113–171.

4 Siehe dazu Steven Shapin, *A Social History of Truth. Civility and Science in Seventeenth-Century England*, Chicago 1994.

5 Boaventura de Sousa Santos, *A Discourse on the Sciences*, in: *Review 15* (1992), 9–47.

6 Siehe dazu Immanuel Wallerstein, *The TimeSpace of World-Systems Analysis. A Philosophical Essay*, in: *Historical Geography 23* (1993), 5–22.

7 Siehe Max Weber, *Wirtschaft und Gesellschaft*, 5. Aufl., Tübingen 1972, 551–579.

8 Sheldon Pollock, *Deep Orientalism? Notes on Sanskrit and Power behind the Raj*, in: Carol Appadurai Breckenridge u. Peter van der Veer, Hg., *Orientalism and the Postcolonial Predicament*, Philadelphia 1993, 76–133, hier 86–96.

9 Pierre Bourdieu, *La spécificité du champ scientifique et les conditions sociales du progrès de la raison*, in: *Sociologie et société 7* (1975), 91–118, hier 91.

10 Ebd., 116.

11 Immanuel Wallerstein, *Peace, Stability and Legitimacy, 1990–2025/2050*, in: Geir Lundestad, Hg., *The Fall of Great Powers*, Oslo 1994, 331–349.

12 Siehe dazu Ilya Prigogine u. Isabelle Stengers, *Dialog mit der Natur. Neue Wege naturwissenschaftlichen Denkens*, 6. Aufl., München u.a. 1990.